**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

**Band:** 97 (2001)

**Heft:** 2

**Artikel:** Verwissenschaftlichung des Alltags? : volkskundliche Perspektiven am Beispiel der Ernährungskultur

**Autor:** Beck, Stefan

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-118095

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 97 (2001), 213–229

# Verwissenschaftlichung des Alltags?

## Volkskundliche Perspektiven am Beispiel der Ernährungskultur[1]

Stefan Beck

"If an experiment doesn't work you can always eat it."[2]

Die Aussage, dass soziale Handlungsmuster und kulturelle Werthorizonte moderner, industrialisierter Gesellschaften von Wissenschaft und Technik durchdrungen sind, kann kaum den Anspruch auf Originalität erheben: Seit den 1960er-Jahren ist die – konservativ motivierte – Kritik der «wissenschaftlichen Zivilisation»[3] nicht nur in alltägliche Redeweisen eingegangen, sondern sie motivierte in der Folgezeit konservative ebenso wie libertäre politische Projekte. Wird «Verwissenschaftlichung» in diesem Sinne als die wissenschaftliche Durchdringung aller Lebens- und Handlungsbereiche verstanden,[4] erscheint die im Titel gestellte Frage, ob zurecht von einer Verwissenschaftlichung des Alltags gesprochen werden kann, seltsam weltfremd. Trotzdem ist das Fragezeichen aus mehreren Gründen angebracht. Eine erste Problematik besteht darin, dass die These der «Durchdringung» offen lässt, ob wissenschaftliches Wissen aus dem Bereich spezialisierter Expertenkulturen in den Lebensalltag *diffundiert*, oder ob im Gegenteil «Verwissenschaftlichung darin besteht, dass bestimmte Lebensvollzüge an wissenschaftlich gebildete Fachleute *delegiert*» werden.[5] Am Beispiel der Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe etwa beschreibt Gernot Böhme, wie das empirische, erfahrungsgebundene Wissen der Hebammen – im lebensweltlichen Zusammenhang erzeugt und untrennbar in diesen eingebunden – zunehmend in Abhängigkeit von einem wissenschaftlichen Wissenstyp gerät, der in dem von der Lebenswelt deutlich abgegrenzten, machtdurchwirkten sozialen Raum der Klinik erzeugt wird. Gebärende Frauen seien hierdurch zunehmend in eine «Situation der Unmündigkeit, der Abhängigkeit von Experten» geraten, die sie wissenschaftlichen Methoden in wachsendem Masse auslieferte.[6] Was sich aus der Perspektive der Laien als *Diffusion wissenschaftlichen Wissens in die Lebenswelt* darstellt, kann im Blick auf die gesellschaftliche Ebene eher als *Delegation von Kompetenzen an wissenschaftlich ausgebildete Experten* beschrieben werden.

Die Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe ist ein Beispiel unter vielen, an dem die Problematik der Verwissenschaftlichung beschrieben werden kann als Ausdifferenzierung unterschiedlicher Wissenstypen, als die Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Wissensträgern und im Hinblick auf die daraus hervorgehenden institutionellen Formen, rechtlichen Regelungen, Denkstile, professionellen Gemeinschaften und die Legitimitäts- wie Autoritätsansprüche wissenschaftlichen Wissens. Eine solche Durchdringung zahlreicher *Handlungsfelder* mit wissenschaftlichen «Fakten und Artefakten» und die damit einhergehenden sozialen und kulturellen Umbrüche können zutreffend als das Signet der Modernisie-

rung verstanden werden. Doch ist mit dieser Proliferation von Fakten und Artefakten tatsächlich verbunden, dass *Alltage* verwissenschaftlicht werden, dass sie zunehmend *wissenschaftsähnlich* werden? Welche Prozesse sind mit der Vermutung angesprochen, dass eine Verwissenschaftlichung des Alltags zu beobachten ist?

Ich möchte im Folgenden die These vertreten, dass Verwissenschaftlichungsprozesse, wie sie oben am Beispiel der Geburtshilfe kurz skizziert wurden, für eine ältere Phase der Moderne charakteristisch waren. Für diese Periode scheint es tatsächlich zutreffender zu sein, sie als eine *Veralltäglichung von Wissenschaft und Technik* zu beschreiben. Für sie ist nicht nur eine historisch einzigartige Durchdringung des Alltags durch Wissenschaft und Technik kennzeichnend, sondern auch, dass diese Fakten und Artefakte selbstverständlich und der Umgang mit ihnen «natürlicher» Teil der Alltagskultur wurden.[7] Demgegenüber ist für die jetzige Phase der Modernisierung gerade das öffentliche «Fraglich-Werden» wissenschaftlichen Wissens und seiner Produkte charakteristisch. Ich möchte die These vertreten, dass eben dieses Fraglich-Werden wissenschaftlichen Wissens die *Wissenschaftsähnlichkeit von Aspekten des Alltagshandelns* vorantreibt und damit eine weitere Runde der Verwissenschaftlichung einläutet. Wie kann dieses scheinbare Paradox einer Verwissenschaftlichung des Alltags, die durch Wissenschaftsskepsis vorangetrieben wird, erklärt werden?

Es ist offensichtlich, dass es hierbei weniger um einen absichtsvollen Prozess als um eine ironische Pointe des beispiellosen Erfolges der Popularisierung wissenschaftlichen Wissens handelt, da sie zugleich auch den wissenschaftlichen Zweifel an diesem Wissen popularisiert und in den Alltag bringt. Denn Wissenschaft, die *intern* wesentlich durch Forschung, d.h. durch Kontroversen und Revisionen vorhandenen Wissens charakterisiert ist, kann diesen Zweifel aus mehreren Gründen nicht mehr für sich behalten. Auseinandersetzungen zwischen wissenschaftlichen Disziplinen und Perspektiven, Konkurrenz um Ressourcen und Ansehen, eine intensivierte mediale Berichterstattung usw. tragen interne Auseinandersetzungen in die Öffentlichkeit.[8] Als Katalysatoren dieser Entwicklung fungieren die grossen Debatten um Modernisierungsrisiken, die ihre Dynamik und Unentscheidbarkeit gerade durch öffentliche Kontroversen zwischen wissenschaftlich wohlbegründeten Positionen gewinnen. Für die Handelnden im Alltag heisst dies aber auch: Ob an der Wursttheke oder am Gemüsestand – Konsumenten müssen sich mit widersprüchlichen wissenschaftlichen Aussagen zu BSE oder zur Sicherheit von genetisch veränderten Nahrungsmitteln auseinander setzen. Es ist diese *Veralltäglichung des wissenschaftlichen Zweifels*, der es erlaubt, von einer beginnenden Verwissenschaftlichung des Alltags zu sprechen: Der Alltag von Laien wird nicht zur Forschung, aber sie müssen sich aus widerstreitenden Quellen informieren, auf der Grundlage stets unvollständigen Wissens abwägen und Entscheidungen treffen. Aber wo liegen die Grenzen der Wissenschaftsähnlichkeit von Alltagspraxen? Welche Zumutungen ergeben sich hieraus für das Alltagsleben in komplexen Gesellschaften? Und schliesslich: Was ist hieran aus volkskundlicher Sicht relevant?

## Alltagswissen versus wissenschaftliches Wissen

Bevor am Beispiel der Ernährungskultur auf einige der aufgeworfenen Fragen eingegangen werden kann, scheint es geboten, kurz auf die Haltbarkeit des bisher implizit gehaltenen Gegensatzes zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen einzugehen. Wissenssoziologische Erklärungsangebote wählen ihren Ansatzpunkt klassisch bei der Unterscheidung der *Form* des Wissens: Alltagswissen – sei es traditionales Erfahrungswissen wie im Falle der Hebammen oder aber selbstverständlich gewordene, wissenschaftliche Fakten und Artefakte – kann für die hier verfolgten argumentativen Zwecke als *rekursiv* bezeichnet werden, da es in konkreten Verwendungskontexten gebildet, an ihnen abgeschliffen und in Reaktion auf sie modifiziert wird.[9] Dieses Wissen ist an seine Verwendungssituationen ebenso gebunden wie die «Speicherform» an seine Träger: Es ist situativ und oft «stillschweigendes», verkörperlichtes Handlungs- und Rezeptwissen. Demgegenüber wird wissenschaftliches Wissen als explizit, weitgehend situationsunabhängig und abstrakt bestimmt; es wird «personenunabhängig» gespeichert und durch eine eigens geschaffene Kommunikationskultur verbreitet.[10]

Der Überlegenheitsanspruch wissenschaftlichen Wissens gegenüber praktischem Alltagswissen leitet sich jedoch noch aus einem weiteren Punkt ab, der mit einem kurzen, klassischen Beispiel gut illustriert werden kann. Ich greife hierzu auf eine Beschreibung John Tyndalls zurück, der 1820 geboren und als Ingenieur in England und Marburg als Wissenschaftler ausgebildet wurde. Als Mitglied der Royal Society und einflussreicher Naturwissenschaftler war er zudem intensiv durch öffentliche Vorträge und Presseartikel an der Popularisierung wissenschaftlichen Wissens und der Werbung für die Institution Wissenschaft beteiligt.[11] Tyndall steht damit stellvertretend für jene Bemühungen um ein «public understanding of science», die die kulturelle und soziale Identität der Wissenschaft im viktorianischen England prägten und massgeblich zur Veralltäglichung der Wissenschaft beitrugen.

In einem öffentlichen Vortrag aus dem Jahre 1876 stellte Tyndall die Überlegenheit wissenschaftlichen Wissens gegenüber dem Erfahrungswissen der Handwerker sehr alltagsnah am Problem der Bierherstellung dar: «Es kann gesagt werden, dass bis zu diesem Jahr niemals eine gründliche und wissenschaftliche Beschreibung derjenigen Kräfte erfolgt ist, die bei der Herstellung von Bier eine Rolle spielen, oder derjenigen Bedingungen, denen seine Gesundheit oder seine Krankheiten und Launen unterworfen sind. Bis zum heutigen Zeitpunkt ähnelte die Kunst und die Praxis des Brauers derjenigen des Arztes, beide gründen in der empirischen Beobachtung. Damit ist eine Beobachtung von Fakten bezeichnet, die von den Prinzipien absieht, die diese Fakten erklären und die dem Geist ihre intelligente Beherrschung ermöglichen. Der Brauer lernte durch langjährige Erfahrung die Bedingungen, nicht die Gründe, seines Erfolges. [...] Aber immer wieder war seine Sorgfalt vergebens; sein Bier wurde sauer oder verdarb, verheerende Verluste waren zu verkraften, denen er keine Ursache zuordnen konnte.»[12]

Den neuen Wissenstyp, den Tyndall Brauern und seinem Publikum empfiehlt, geht den Dingen auf den Grund, sucht nach Erklärungen der beobachtbaren Phänomene und ermöglicht damit ihre Beherrschung. Statt der *Bedingungen* der empirisch beobachtbaren Phänomene stehen im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Analyse ihre *Ursachen*; deren Kenntnis ermöglicht eine bislang ungeahnte Manipulation natürlicher Prozesse, ökonomische Gewinne und eine intellektuelle Klarheit, die auch dem Handwerker zugänglich ist, wenn nur wissenschaftliche Erkenntnisse der breiten Masse der Bürger zugänglich gemacht werden. Der Motor eines methodischen Fortschrittes, mehr noch, das Licht der Aufklärung steht für Tyndall und viele seiner Zeitgenossen in den naturwissenschaftlichen Labors. Im hier diskutierten Zusammenhang ist jedoch vor allem zentral, dass Tyndalls Wissen «wahres Wissen» ist, das nicht nur als Spiegel der Natur dient, sondern ihren Lauf zu ändern vermag. Vor allem jedoch kann dieses von Tyndall propagierte Wissen ohne allzu grosse Probleme in das rekursive «Alltagswelt-Wissen» eingepasst werden:[13] Die Handlungsabläufe des Bierbrauers werden verändert, sein Hintergrundwissen bereichert und sicherlich werden seine mentalen Vorstellungen des Gärprozesses komplexer. Doch da die Routinewirklichkeit seiner Alltagswelt nicht zerstört, sondern durch den von Tyndall so hervorgehobenen «Gewissheits-Index» wissenschaftlichen Wissens sogar noch abgesichert wird, kann dieses Wissen unproblematisch und pragmatisch normalisiert werden – es wird selbstverständlicher und natürlicher Bestandteil des Alltagswissens.

Von dieser *Rekursivität*, wie sie für Alltagswelt-Wissen typisch ist, unterscheidet Niklas Luhmann die *Reflexivität* des Wissens, wie sie durch die Differenzierung des Wissenschaftssystems entstehe: Wissen wird hier selbst thematisch, seine Produktionsbedingungen werden hinterfragt, seine Wahrheit wird bezweifelt und das simple Repräsentationsmodell des Wissens als «Spiegel der Natur» aufgelöst.[14] Was für Niklas Luhmann seine Ursache in der wissenschafts*internen* Kommunikation hat, ist für Ulrich Beck eine Folge der Konfrontation mit externen Problemen, vor allem mit der Wahrnehmung ökologischer Krisen: Wissenschaft wird mit ihren eigenen, problematisch gewordenen Produkten konfrontiert.[15] Entscheidend im hier diskutierten Zusammenhang ist, dass wissenschaftliches Wissen durch die oben bereits erwähnte Popularisierung des generalisierten wissenschaftlichen Selbstzweifels im Alltag an Gewissheit und Sicherheit einbüsst und seine Selbstverständlichkeit wie Fraglosigkeit dementiert wird. Für die Domäne des Alltagshandelns ist dieser generalisierte Zweifel kaum routinisierbar und nur schwerlich normalisierbar. Dieser stets drohende Zusammenbruch der Routine, besonders aber die Irritation vormals unproblematischen Hintergrundwissens, ohne dass neue Gewissheiten zur Verfügung stünden, stellt die neuartige Zumutung der fortschreitenden Verwissenschaftlichung des Alltags dar. Es mag sein, dass damit sogar in einem wesentlichen Sinne Alltag «aufgehoben» wird: wenn Routine, Fraglosigkeit und basale Handlungssicherheit erodiert werden, was bleibt dann noch alltäglich?

Diese Grundlegung des Alltags in der Sicherheit der Routinen kann im Kontrast zu wissenschaftlichem Handeln nochmals verdeutlicht werden. Für die Wis-

senschaft gilt, dass die panische Angst vor dem Irrtum der Tod des Fortschritts ist. Denn grosse «Denkerrungenschaften» – so der englische Mathematiker und Philosoph Alfred North Whitehead in seinem Buch «Modes of Thought» – verdankten sich oft nur Irrtümern, die eine Folge von zu grosser Vereinfachung seien.[16] Zwei der implizierten Vorannahmen verdienen es, hervorgehoben zu werden: Erstens der Hinweis darauf, dass «Wahrheit» auf der Ebene der Erscheinungen, nicht jedoch auf der Ebene der Abstraktionen zu finden ist; Abstraktionen liegen damit immer falsch, sind aber gelegentlich hilfreiche Denkinstrumente. Und zweitens die Ansicht, dass Fortschritt riskante Entscheidungen und Verallgemeinerungen voraussetzt. Obwohl Whitehead in den zitierten Passagen allein den «Denkfortschritt» im Blick hat, kann der darin zum Ausdruck kommende skeptische Fortschrittsoptimismus durchaus verallgemeinert werden – er ist typisch für (natur-)wissenschaftliche Denkstile. Die als Motto vorangestellte, ironische Bemerkung des Nahrungsmittel-Forschers Dani Zamir ist dafür ein gutes Beispiel: Experimente mit genetisch manipulierten Tomaten haben für ihn unter anderem den Vorteil, dass Ergebnisse gescheiterter Versuche immer noch aufgegessen werden können.

Diesen Fortschrittsoptimisten im Labor, die skeptisch stets das Scheitern der Experimente einkalkulieren, sich dadurch jedoch von ihrer fröhlichen Wissenschaft nicht abbringen lassen, stehen in wachsender Zahl pessimistische Fortschrittsskeptiker gegenüber, denen schon bei dem Gedanken an Experimente mit genetisch veränderten Tomaten der Appetit nachhaltig vergeht. Was Optimisten im Labor und Pessimisten im Alltag unterscheidet, ist nicht die Berufung auf wissenschaftliche Argumente. Was beide Positionen vielmehr trennt, ist die Logik der Praxen: Im Labor ist der Irrtum produktiv, er ermöglicht neue Erkenntnis und Gefahren können wegen der unvermeidlichen Unvollständigkeit des Wissens nie ausgeschlossen werden. In die Lebenswelt freigesetzt, wirken Irrtümer jedoch meist destruktiv. Und im Fall matschfreier Tomaten unterliegen die möglichen Risiken – das Gefüge von Chance und Gefahr[17] – durch den Konsumakt zudem noch einer Kernspaltung: die Vorteile eines verlängerten «shelf life» bleiben beim Supermarkt, dem Kunden fallen die möglichen Nachteile – befürchtete allergische Reaktionen – zu. Am fehlenden kommerziellen Erfolg gentechnisch veränderter Nahrungsmittel erweist sich, dass die fortschreitende Verwissenschaftlichung des Alltags, die Zumutung mit reflexiv gewordenem Wissen alltäglich umzugehen, nicht bedeutet, dass die Produkte dieses Wissens akzeptiert und gegessen werden. An der Ernährungskultur kann exemplarisch gezeigt werden, warum die vorherrschenden Durchsetzungsstrategien der Industrie, die auf «Information und Vertrauensbildung» setzen, an der Kombination aus Verwissenschaftlichung und Veränderungsresistenz von Alltagspraxen scheitern.

Ausgehend von der These, dass es sich hierbei um einen für moderne, komplexe Gesellschaften typischen Konflikt handelt, soll im Folgenden gefragt werden, welchen Beitrag die Volkskunde zu seiner Analyse leisten kann. Auf welche Weise muss eine Ethnographie komplexer Gesellschaften weiterentwickelt werden, um Zumutungen und Widersprüchlichkeiten von Verwissenschaftlichungsprozessen

empirisch untersuchen zu können? Welche theoretischen und methodischen Fragen stellen sich bei dieser empirischen Arbeit? Und schliesslich: Welche Rolle kann die Volkskunde im internationalen und interdisziplinären Konzert der Disziplinen künftig spielen? Der Problemstellung möchte ich mich in drei Schritten annähern. In einem *ersten* Schritt wird kurz skizziert, wie aus der dominanten sozialwissenschaftlichen Perspektive der Zusammenhang von Nahrung und Risiko thematisiert wird, um daran im Kontrast die spezifische Stärke des volkskundlichen Ansatzes – die Aufmerksamkeit für das Partikulare und Konkrete – zu verdeutlichen. Dass gerade diese Stärke auch spezifische Schwächen impliziert, soll in einem *zweiten* Schritt erläutert werden. Methodisch wie theoretisch hat das Fach Probleme bei der Beobachtung und Interpretation von abstrakten Beziehungen und Prozessen, wie sie für die Moderne typisch sind. Dass es empirische Auswege gibt, soll schliesslich in einem *dritten* Schritt an zwei Studien verdeutlicht werden, die in der Tradition der volkskundlichen Programmatik von Richard Weiss stehen.

## Grenzen der Verwissenschaftlichung beim Essen

Aus volkskundlicher Sicht ist Ernährung ein Phänomen, das vor allem unter dem Aspekt der mit ihr verbundenen Routinen, Traditionen, Geschmacksvorlieben, sozialen Formen und Distinktionsmechanismen thematisiert wird. Der Begriff *Ernährungskultur* verweist vor allem auf ästhetische Dimensionen und deren kulturelle Spezifik. Im Gegensatz dazu ist *Verwissenschaftlichung* mit Entroutinisierung, Enttraditionalisierung, Kontextfreiheit und einer weitgehenden Irrelevanz ästhetischen Urteilens verbunden. Wissenschaftliche Rationalität scheint kulturellen Besonderheiten nicht gerade förderlich – Homogenisierung und Nivellierung werden mit ihr assoziiert. Im Folgenden soll gefragt werden, ob gegenwärtig eine Tendenz zur Verwissenschaftlichung der Wahrnehmung von Nahrung und Ernährung auf der Seite der Konsumenten beobachtbar ist. Damit wird einerseits die Frage nach dem Verhältnis wissenschaftlich informierter Sichtweisen und ästhetischer Urteile in der Alltagskultur aufgeworfen. Andererseits soll versucht werden, die von Sozialwissenschaftlern seit Anfang der Achtzigerjahre vorgetragene, bislang jedoch erst wenig empirisch untersuchte Diagnose, dass moderne Gesellschaften sich zu «Risikogesellschaften» entwickeln, an einem der traditionsreichsten Forschungsfelder der Volkskunde zu überprüfen.

Eines der zahlreichen Felder, auf dem gegenwärtig die Debatten um die «Risikogesellschaft» ausgetragen werden, sind die jüngsten «grössten anzunehmenden Unfälle» der Nahrungsmittelindustrie: BSE und damit die Krise der klassischen industrialisierten Landwirtschaft einerseits und andererseits der in Europa weniger bekannte Skandal um jenen gentechnisch veränderten Mais der deutschen Firma Aventis, der auf den Äckern des amerikanischen Mittelwestens ausschliesslich als Futtermittel heranreifte. Obwohl für den menschlichen Verzehr nicht freigegeben, gelangte er in die menschliche Nahrungskette, was eine der bislang grössten Rück-

rufaktionen für Nahrungsmittel auslöste. Eine erfolglose Aktion, denn es liess sich nachträglich nicht mehr rekonstruieren, in welche Saatgut-Tranchen, in welche Tacos, in welche Fertiggerichte der Mais gelangt war. «StarLink», so der ambitionierte Name der Maissorte, ist das Menetekel der Agro-Genetik.[18] Mich interessiert, wie angesichts dieser und anderer Krisen Nahrungsmittel gekauft, gegessen und eventuell noch genossen werden können. Darüber hinaus interessiert mich, wie in diesen Skandalen der Bürger zum Verbraucher transformiert wird und wie die Rollen von Staat, Industrie, transnationalen Institutionen, lokalen wie globalen Akteuren neu definiert werden.

Es mag sein, dass dies unbescheidene und grundsätzliche Fragen sind, die an einen doch recht begrenzten Phänomenbereich gerichtet werden. Aber genau dies – so behaupte ich – ist die Stärke einer strikt empirischen Kulturanalyse. Im Folgenden werden einige Ergebnisse aus explorativen Studien vorgestellt, die im Rahmen meines Seminars zu Alltagswirkungen der Biowissenschaften im Herbst 2000 an der University of California, Berkeley, durchgeführt wurden. Die Studierenden interviewten in den USA Supermarktmanager, Kunden, Studenten, Wissenschaftler, Migranten sowie ältere Menschen unter anderem zu der Frage, wie sie die Qualität gentechnisch veränderter Produkte oder von Fertignahrung beurteilten und welche Rolle dieses Urteil bei ihrem Ernährungsverhalten spielt. Bereits dieses eher bescheidene Frageprogramm generierte Ergebnisse, die es erlauben, wesentliche und meist unreflektierte Vorannahmen soziologischer und psychologischer Ansätze zu kritisieren.

In einer dieser Studien etwa wurden japanische Migranten befragt, ob sie genetisch veränderten Reis kaufen und essen würden, der durch den Einbau von Vitamin-A-Genen in seine Erbsubstanz einen höheren Nährwert besitzt. Diese wegen ihrer Farbe «golden rice» genannte Sorte wird von Genetikern und Nahrungsmittelkonzernen wegen ihres Nährwertes und ihrer Sicherheit gepriesen. Beide Kriterien – Nährwert und Sicherheit – berufen sich auf «gesichertes wissenschaftliches Wissen». Doch entgegen der Hoffnung der Industrie zeigen zahlreiche Studien, dass dieses «gene food» nur wenig akzeptiert ist und die Ablehnung solcher Produkte mit *wachsender* Information sogar zunimmt.[19] In den Ergebnisberichten eines mehrjährigen, interdisziplinären Forschungsprojektes der Technikfolgenakademie in Stuttgart[20] werden hierfür vor allem *Vertrauensdefizite* verantwortlich gemacht: die Bürger trauten weder der Politik ausreichende Kontrollmöglichkeiten noch den wissenschaftlichen Experten ein ausreichendes Wissen zu, um die Sicherheit der Gentechnik zu garantieren.

Damit sind zwei Schlüsselbegriffe der dominanten sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramme zum Umgang mit Modernisierungsrisiken benannt: *Information und Vertrauen*. Doch unter dieser Perspektive, die vor allem auf kognitive Prozesse zielt, lassen sich wichtige Fragen nicht beantworten. So kann etwa nicht plausibel erklärt werden, warum die Akzeptanz bei medizinischen Anwendungen der Gentechnik hoch, bei Anwendungen im Nahrungsmittelsektor jedoch verschwindend gering ist. Typischerweise wurde im Rahmen des Stuttgarter Forschungsver-

bundes unter anderem gefragt,– ich zitiere – welche «kognitiven Kontexte ... [für] die Bildung stabiler Einstellungen zur Gentechnik»[21] verantwortlich seien. Genannt wurden etwa ökologische Orientierung, Technikpessimismus und ein Meinungsklima, das der Gentechnik generell negativ gegenübersteht.

Es ist auffallend, dass in keiner der Studien in dem zusammen mehr als 400 Seiten umfassenden Sammelband darüber nachgedacht wird, was das Besondere von Nahrung und Ernährung ist. Grosse Teile der Sozialwissenschaft gehen damit – so meine These – dem dominanten Denkstil der Biowissenschaften auf den Leim: Nahrung und Essen werden reduktionistisch nur unter den Kriterien Nährwert und Sicherheit beurteilt. Wenn ausreichend Informationen über den Nährwert vorhanden und Vertrauen in die Sicherheit der Produkte besteht, wird zugleich mit ihrer Akzeptanz gerechnet; fehlende Akzeptanz erscheint dann als Ausdruck von Irrationalität und Vorurteilen. Aus einer volkskundlichen oder kulturanthropologischen Perspektive ist es hingegen unverzichtbar, die Komplexität der Phänomene Nahrung und Ernährung zu berücksichtigen. Und statt *Information und Vertrauen* stellt ein kulturaler Ansatz die Begriffe *kulturelles Wissen und Reflektion* in das Zentrum. Doch welche Zusammenhänge lassen sich aus einer kultur- und praxistheoretischen Perspektive auf der Grundlage ethnographischer Daten besser verstehen?

Ein erster Hinweis ergibt sich aus den eben erwähnten Interviews zum «golden rice». Die meisten der befragten japanischen Migranten der ersten und zweiten Generation konnten sich durchaus vorstellen, den genetisch veränderten Reis einmal zu probieren. Sie können als skeptische Innovatoren charakterisiert werden – für Technikpessimismus oder Angst von Gen-Produkten wurden kaum Hinweise gefunden. Die Gesprächspartner hielten es jedoch für völlig unangemessen, diesen karottenfarbenen Reis Gästen zu servieren. Reis, so die Befragten, habe – vor allem wenn er bei festlichen Anlässen serviert werde – weiss zu sein und müsse sorgfältig ausgewählt werden. Es ist offensichtlich, dass hier weniger *kognitive*, sondern kulturelle und soziale Kontexte und die in ihnen geltenden Konventionen ausschlaggebend für Akzeptanz und Verwendung sind. Relevant ist nicht so sehr die Einstellung zur Gentechnik im Allgemeinen oder das Vertrauen in Produktinformationen, sondern die Frage, ob ein konkretes Produkt und sein Konsum einer sozialen Situation angemessen ist, die von kulturellen Normen und symbolischen Bezügen geprägt ist.

Doch neben solchen situationistischen Faktoren lassen sich weitere kulturelle Aspekte aufzeigen. Das «kulturelle System der Küche» wie Ulrich Tolksdorf die kulturspezifischen Zubereitungs- und Konsumationsweisen einmal genannt hat, weist eine beachtliche Beharrungstendenz auf: Es sei «für viele Menschen leichter, ein fremdes Volkslied oder einen exotischen Volkstanz zu goutieren als eine fremde, exotische Suppe.»[22] Es ist daher auch wenig überraschend, dass der als Ethnologe ausgebildete Pierre Bourdieu als Beleg für die Beharrungskraft des Habitus und seiner Distinktionsmechanismen gerade die zeitstabilen Gegensätze zwischen proletarischer und bürgerlicher Esskultur wählt.[23] Geschmack und Konsum sind

danach langfristig an Klassenzugehörigkeit und soziale Positionen gebunden. Viele andere Belege aus der Volks- und Völkerkunde liessen sich anführen.

Die ethnographischen Disziplinen haben damit gute Argumente gegen die Ansicht, dass allein mit verlässlicher Information Akzeptanz für neue Produkte geschaffen und Nahrungsgewohnheiten schnell umgestellt werden können. Volkskundler betonen demgegenüber die *longue durée* von Praxisformen und kulturellen Orientierungen. Die Betonung der stabilen Seite des Handelns im Alltag kann jedoch dazu tendieren, durchaus stattfindende Veränderungen unterzubelichten. Einen Aspekt dieser Veränderungen möchte ich im Folgenden nochmals unter dem Stichwort «Verwissenschaftlichung des Alltags» aufgreifen, der These, dass neben Erfahrungswissen für das Alltagshandeln abstraktes, wissenschaftliches Wissen zunehmend wichtig wird. Angesprochen sind damit zugleich zwei der Grundfragen des Faches: Einerseits das Problem des Zusammenhanges von Stabilität und Veränderung der Volkskultur und andererseits die Frage nach popularen Formen des Wissens. Diese Implikationen einer «Verwissenschaftlichung des Alltages», der Konsequenzen des Eindringens reflexiven Wissens in die rekursiven Wissenspraxen des Alltagslebens, sind bislang im Fach empirisch wie theoretisch noch wenig geklärt. Dafür ist sicherlich verantwortlich, dass es sich dabei um ein qualitativ neuartiges Phänomen handelt. Schwerer wiegen jedoch grundsätzliche Probleme, die insbesondere die ethnographischen Fächer bei der Beobachtung der Moderne entwickeln.

## Ethnographische Probleme bei der Beobachtung der Moderne

Viele amerikanische Kulturanthropologinnen und -anthropologen sehen ihr Fach gegenwärtig in einer Krise, wobei sie die Ursachen vor allem darin erblicken, dass sich das Fach zu wenig auf gesellschaftliche Transformationsprozesse wie Globalisierung, Migration und Technisierung einlasse. Eine Ethnographie der eigenen oder anderer komplexer Gesellschaften – so neuere Stellungnahmen – erfordere sowohl eine Anpassung der Forschungspraxen und -strategien sowie der leitenden theoretischen Annahmen.[24] Besonderes Augenmerk sei in den Analysen historischer Prozesse, sozialer Differenz und Machteffekten sowie komplexen Institutionen zu widmen.[25] Aus der Perspektive der deutschsprachigen Volkskunde erinnern diese Appelle an die Diskussionen der Sechziger- und Siebzigerjahre. Aber diese Forderungen sind auch in der amerikanischen Anthropologie alles andere als neu – es stellt sich deshalb die Frage, ob es hier um alte *ungelöste* oder um neue *unklare* Probleme geht.

Ich meine, dass sowohl die amerikanische Anthropologie wie die deutschsprachige Volkskunde sich einer sehr ähnlichen Konstellation aus alten wie neuartigen Problemen gegenüber sehen: Die traditionellen Fragebereiche der ethnographisch arbeitenden Disziplinen unterliegen einem rapiden Wandel; sie lösen sich entgegen anders lautender Diagnosen nicht auf, sondern sie entwickeln eine neue Dynamik.

Dies ist das *ungelöste und sehr vertraute Problem*, das die Ethnographie seit ihrem Entstehen begleitet. Zugleich erscheint es jedoch immer *unklarer*, wie sich abstrakte Prozesse und die damit verbundenen konkreten Phänomene empirisch fassen und beschreiben lassen. Ein Aspekt dieser Problematik wird am Beispiel von Globalisierung oder Migration schnell deutlich: das Dilemma einer Forschungspraxis, die aus Gründen der disziplinären Identität – aber eben auch mit durchaus guten Gründen – an der gewohnten Praxis «ortsfester» und langfristig angelegter ethnographischer Forschung festhält. Denn die für die Beforschten relevanten lebensweltlichen Zusammenhänge finden sich oft nicht nur an einem Ort, sondern verknüpfen disparate räumliche Situationen, soziale Milieus und kulturelle Kontexte.[26] Wollen die ethnographischen Disziplinen am Prinzip der «privilegierten Augenzeugenschaft» durch teilnehmende Beobachtung festhalten, müssen sie in vielen Fällen auch bereit sein, das leitende Prinzip ihrer Forschungspraxen – eine Ethnographin, ein Ethnograph an einem Ort – aufzugeben.[27]

Im hier diskutierten Zusammenhang ist jedoch eine weitere Herausforderung der entscheidende Punkt. Die Ethnographie der Moderne wirft neben den erwähnten methodischen Problemen auch solche konzeptueller Art auf, die sich mit dem klassischen theoretischen Instrumentarium nur schwer bewältigen lassen. Nicht nur methodisch – über die teilnehmende Beobachtung – werden von der Ethnographie direkte, unvermittelte Beziehungen und Interaktionen privilegiert, sondern auch theoretisch gilt ihnen besondere Aufmerksamkeit. Aber eine wesentliche Folge der gesellschaftlichen Modernisierung ist gerade das Abstrakt-Werden sozialer Beziehungen. Hierauf, so die im folgenden skizzierte These, muss das Fach mit einer *Ethnographie von Abstrakta* reagieren.[28]

Modernisierung als gesellschaftlicher Prozess wird seit den Analysen der soziologischen Klassiker wie Weber oder Simmel mit der Durchsetzung abstrakter Systeme in der Lebenswelt thematisiert; Habermas spricht sogar von der Gefahr ihrer «Kolonialisierung» durch zunehmend autonom werdende Subsysteme der Gesellschaft wie Wissenschaft und Technologie.[29] Soziale Beziehungen in der Moderne gründen demnach nicht mehr ausschliesslich in persönlichen Interaktionen, sondern sie werden durch Verrechtlichung, Ökonomisierung, Verwissenschaftlichung sowie Technisierung entpersonalisiert; sie werden zunehmend rational und objektiv. Der Durchsetzung solcher abstrakter Systeme entspricht bei Weber die Beobachtung, dass die Lebensführung in der Moderne durch ein «Methodisch-Werden» charakterisiert sei, das er gegen Handlungsorientierungen absetzt, die durch Tradition oder Sitte geprägt sind – und damit gegen diejenigen handlungsbestimmenden Faktoren, die die Volkskunde lange Zeit als ihr Arbeitsfeld definierte.

Interessant ist nun die Beobachtung von Soziologen wie Weber bis hin zu Anthony Giddens, dass Leben und Handeln im modernen Alltag notwendig ein tiefes Vertrauen in abstrakte Systeme voraussetzt.[30] In der Moderne – so das Idealbild der Gesellschaftswissenschaften – wird Vertrauen von Personen auf abstrakte Systeme übertragen: Tatsächlich vertrauen wir auf die Wirtschaftsordnung, wenn wir einen Einkauf tätigen oder auf das Funktionieren der technischen Infrastruktur,

wenn wir den Lichtschalter betätigen. Gelegentliche Stromausfälle oder Betrügereien sind beunruhigende Ausnahmefälle, bestätigen aber die normale Erwartungshaltung.

Doch diese Normalität scheint in wesentlichen Bereichen des Alltagslebens abhanden zu kommen; es wird immer klarer, dass sie oft nur durch Ignoranz aufrecht zu erhalten ist. Ein chinesisches Sprichwort etwa sagt: Glücklich die Menschen, die nicht wissen, wie Gesetze und Würste zu Stande kommen. Aber in den vergangenen Jahren wurde immer deutlicher, dass es durchaus alltäglich wichtig wird, zu wissen, was in der Wurst ist. Kaum noch jemand kann es sich leisten, sich auf diese Glück spendende Ignoranz zurückzuziehen – doch zu vielen Verbrauchern fehlen die Mittel, um sich aus ihr zu befreien. Die BSE-Krise und der Streit um genetisch veränderte Nahrungsmittel verdeutlichen in exemplarischer Weise die Dialektik der Verwissenschaftlichung des Alltags: Das Vertrauen in abstrakte Systeme, die Ergebnis der Verwissenschaftlichung der Moderne sind, wird durch wissenschaftliche Informationen untergraben. Wissenschaftliches Wissen – hier: die industrialisierte Landwirtschaft – erzeugt Bedrohungen, die der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzogen sind. Um sie sichtbar zu machen, muss wiederum auf Wissenschaft zurückgegriffen werden. Gerade in der Krise wissenschaftlichen Wissens setzt sich dieses – als wissenschaftlich gestützte Kritik an Wissenschaft und Technik – im Alltagsbewusstsein fest. Um das Bild von Habermas abzuwandeln: Einige der Kolonisierten, die über die notwendigen Kompetenzen verfügen, versuchen, sich wissenschaftliches Wissen anzueignen, um sich gesund zu ernähren.

Für die eine Hälfte dieses Zusammenhanges hat Ulrich Beck den Begriff der «reflexiven Modernisierung» geprägt: Wissenschaft wird mit wissenschaftlicher Kritik sowie mit ihren eigenen, oft riskanten Produkten konfrontiert. Aber was Ulrich Beck empirisch nicht untersucht, ist die andere Hälfte des Problems: Wie Menschen im Alltag damit umgehen, dass sie mit reflexiver Wissenschaft *und* ihren riskanten Produkten konfrontiert werden. Wie entscheiden sich Menschen, wenn sie wissen, dass wissenschaftliches Wissen stets grosse Bereiche des Nicht-Wissens markiert? Verwissenschaftlichung des Alltags meint somit nicht einfach Kolonialisierung oder das «Methodisch-Werden» des Alltags, sondern verweist auf eine generalisierte Skepsis gegenüber wissenschaftlichem Wissen, die Notwendigkeit, mit Unsicherheit zu leben, und schliesslich auf sozial sehr ungleich verteilte Kompetenzen, sich wissenschaftliches Wissen aneignen und zur Begrenzung der Unsicherheit einsetzen zu können. Doch wie und vor allem unter welchem Aspekt lässt sich aus der Perspektive der Volkskunde dieses für die Moderne charakteristische *Abstrakt-Werden* des Alltags und die Konsequenzen seiner zunehmenden *Verwissenschaftlichung* empirisch analysieren?

## Zur Ethnographie abstrakter Prozesse

Die Frage, wie solche abstrakten Systeme wie Wissenschaft oder Technik mit Lebensweisen und -erfahrungen verstrickt werden, ist natürlich nicht neu, sie gehört – um hier nur einige Traditionslinien zu nennen – zu den etwa von Eduard Hoffmann-Krayer, Richard Weiss oder Hermann Bausinger bearbeiteten Grundfragen der Volkskunde. Eine Ethnographie, die abstrakte Prozesse wie Verwissenschaftlichung und Technisierung berücksichtigen will, kann daran anknüpfen, sie bedarf jedoch aus zwei Gründen methodischer und theoretischer Vorsicht. Wie vorhin am Beispiel der Ernährungskultur kurz erläutert wurde, kann die Betonung der Dauerhaftigkeit von habitualisierten Praxisformen dazu tendieren, die Rationalität ebenso wie die Modernität von Akteuren teilweise zum Verschwinden zu bringen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu. Hermann Bausinger hat vor einigen Jahren auf die Problematik verwiesen, dass die ethnographischen Disziplinen durch die im Kulturbegriff enthaltene Privilegierung des Partikularen und Eigensinnigen Schwierigkeiten hätten, grössere Zusammenhänge, Abstraktionen und Komplexitäten zu beobachten und zu beschreiben.[31]

Dass es Auswege gibt, möchte ich an der interdisziplinären Erfolgsgeschichte eines volkskundlichen Forschungsprogrammes kurz skizzieren: der Forderung des Schweizer Volkskundlers Richard Weiss, die Industrialisierung in ihren mentalitäts- und gewohnheitsprägenden Wirkungen auf die Volkskultur zu untersuchen.[32] Der Sozialhistoriker Rudolf Braun setzte in seinen Analysen der Industrialisierung im Zürcher Oberland des 19. Jahrhunderts diese Forderung um. Dabei verfolgte er die doppelte Frage, wie Fabrik und Fabrikarbeit die Volkskultur veränderten *und* wie das sich im Umbruch befindliche Volksleben die Arbeitsbeziehungen transformierte.[33] Interessant im hier diskutierten Zusammenhang sind unter anderem seine Analysen zur Entstehung neuer Nahrungsbedürfnisse und -gewohnheiten durch die Arbeitsbedingungen: So erklärt er das Bedürfnis der Arbeiterfamilien nach neuartigen vorpräparierten, speisefertigen Lebensmitteln nicht nur aus dem Zwang, am Arbeitsplatz zu essen oder wenig Zeit für das Kochen zu haben. Zusätzlich ist es die Monotonie der Arbeit, die das Bedürfnis nach kleinen, handlichen Naschereien entstehen lässt, die heimlichen Genuss und Stimulation ermöglichen. Der durch die Kommerzialisierung der Nahrungsmittelproduktion und -distribution ausgelöste Entregionalisierung der Küche entspricht zudem auch das Bedürfnis der Arbeiter, im Konsum an der grösseren Welt teilzuhaben.[34] Braun schildert damit wesentliche Elemente dessen, was sich als die komplexen «Erzeugungsbedingungen von Geschmackskulturen» bezeichnen lässt. Der amerikanische Kulturanthropologe Sidney W. Mintz analysiert am Beispiel der Verwendung des Zuckers in westlichen Industriegesellschaften analog die Veränderung der Nahrungszusammenstellung: "Diet is remade because the entire productive character of societies is recast and, with it, the very nature of time, of work, and of leisure."[35]

Die Untersuchung des Historikers Jakob Tanner zum Zusammenhang von Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz zwi-

schen 1890 und 1950, die er am Beispiel der Basler Chemieindustrie durchführte, entwickelt das Forschungsprogramm Rudolf Brauns für die hier diskutierte Frage nach der Verwissenschaftlichung des Alltags in entscheidender Weise weiter.[36] Ich werde diese Studie hier jedoch nur unter einem Aspekt ansprechen: Wie und in welcher Form kam in der Moderne – am Beispiel der Ernährungskultur – Wissenschaft in die Gesellschaft?

Tanner belegt materialreich das Zusammenwirken von staatlichen Institutionen, Industrie und Wohlfahrtsverbänden, die durch Gesetzgebung, die Errichtung von Betriebskantinen und Aufklärungsprogramme über gesunde Ernährungsweisen den «Volkskörper» zu rationalisieren trachteten. Und er beschreibt, wie Modelle und Metaphern der Physiologie, der Arbeits- und Ernährungswissenschaft in Selbstverständnisse und Mentalitäten der arbeitenden Menschen eingingen – etwa das Bild des Körpers als Motor und ein Verständnis der Ernährung als «Treibstoff». Konkret wie ideell wird der soziale Körper des Arbeiters geformt und damit ein neues kulturelles Muster der Selbstwahrnehmung des physischen Körpers geschaffen.

Tanner verbindet damit eine Sozialgeschichte der Industrialisierung im Sinne Brauns mit einer historischen Analyse des Einflusses wissenschaftlicher Modelle auf den Alltag; er skizziert die klassisch moderne Verwissenschaftlichung von «oben». Die «Ernährungsfrage» ist dabei Ausdruck einer paternalistischen Biopolitik, die Volkswirtschaft, Vaterland, die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter und ihre soziale Integration im Programm einer gesunden, rationellen Volksernährung zusammenführte. Als Ergebnis dieser «fürsorglichen Belagerung» (Ute Frevert) entsteht der Staatsbürger als Arbeiter mit spezifischen Rechten und Pflichten: Seine Gesundheit steht im Dienste des Allgemeinen und er ist einer Moral der Krafterhaltung und Kraftsteigerung verpflichtet. Mit der Kulturanthropologin Mary Douglas geht Tanner davon aus, dass solche Konzepte des sozialen Körpers auf subtile Weise die Wahrnehmung des Körpers steuert; und in der durch soziale Kategorien modifizierten Körperbildern die jeweils herrschenden Gesellschaftsauffassungen manifest würden.[37]

Unter dieser Perspektive ist es erhellend, diese moderne Form wissenschaftlich angeleiteter Sozialtechnologie mit den aktuellen Debatten um Nahrung und Ernährung im Zeichen von BSE und gentechnisch modifizierten Pflanzen zu kontrastieren. In diesen Debatten – so meine These – werden gegenwärtig in der Bundesrepublik wie in anderen europäischen Ländern Staat, Industrie, Produzenten und Bürger in ein neuartiges Verhältnis zueinander gebracht: Es werden Rechte und Pflichten neu verteilt und eine neue Moral der Risikominimierung wird etabliert; zugleich wird damit der Verwissenschaftlichung des Alltags Vorschub geleistet. Denn sowohl von «oben», durch die Neubestimmung staatlicher Aufgaben, als auch von «unten», durch ein verändertes Selbstverständnis der Konsumenten, wird der Staatsbürger als *Verbraucher* redefiniert, dem prinzipiell das Recht, aber auch die – von der Sorge um die eigene Gesundheit diktierte – Pflicht zukommt, sich über Herkunft und Inhalt von Nahrungsmitteln zu informieren. Die Rücknahme

der obrigkeitlichen «fürsorglichen Belagerung» in Erfüllung neoliberaler Träume vom «schlanken Staat» befördert den Zwang zum Selbstmanagement bei den Bürgern – und statt des kräftigen Arbeiterkörpers wird der in globale Nahrungs- und Verwertungsketten eingebundene, stets flexible, postheroische Körper propagiert. [38]

Diese Abkehr von der in Europa bislang vorherrschenden politischen Auffassung, nach der der «Verbraucher» unter dem paternalistischen Schutz staatlicher Kontrolle stehe und die Last des Risikomanagements vor allem auf staatlichen Institutionen ruhe, rekonfiguriert Staat und Bürger. Gegen dieses alte europäische, sozialstaatliche Paradigma des Verbraucher*schutzes* wird die vor allem in den USA herrschende Auffassung gegenüber gestellt, die vor allem auf «consumer *rights*» abhebt. Hier ist das Muster der *Selbstaufklärung der Konsumenten* als ein wesentlicher Motor der Verwissenschaftlichung des Alltags bereits weiter entwickelt. Dies erweist sich nicht nur an den wesentlich ausführlicheren Produktinformationen auf amerikanischen Lebensmittelverpackungen, sondern auch im Selbstverständnis vieler Konsumenten. In verschiedenen Untersuchungen meiner Studentinnen und Studenten wurde herausgearbeitet, wie sehr Gesundheit in den USA inzwischen ein individuelles Projekt geworden ist, für das intensiv auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgegriffen wird. In Gesprächen mit Mitgliedern von Elterninitiativen und Konsumentengruppen wurde deutlich, wie viel Zeit und Energie insbesondere die gut gebildete Mittelschicht darauf verwendet, sich ausreichend zu informieren und aus oft widersprüchlichen wissenschaftlichen Befunden Sinn zu machen. Zumindest in der Bundesrepublik ist eine solche, am US-amerikanischen Modell der «consumer rights» orientierte Verbraucherpolitik, die vor der Aufgabe des Schutzes resigniert hat, unter einem von Bündnis 90/Die Grünen geführten Ministerium zur Leitidee geworden. Dass damit auch eine Leitvorstellung des idealen Konsumenten und der von ihm zu erbringenden Kompetenzen verbunden ist, wird bislang nicht diskutiert.

Die in den USA zu beobachtende, oft von Skepsis geleitete Wissensaneignung von unten wird insbesondere von staatlichen Institutionen und Konsumentenverbänden, und zunehmend auch von vielen Produzenten unterstützt. Es verwundert jedoch kaum, dass sie ausgerechnet bei Wissenschaftlern dann auf Ablehnung trifft, wenn sie von einer kritischen Haltung gegenüber der Wissenschaft geleitet erscheint. In einer Ethnographie eines Konfliktes zwischen einem Gentechnik-Labor der Universität und einer Elterninitiative um ein Freisetzungsexperiment für genetisch manipulierte Pfanzen in der Nähe einer Schule wurden beispielhaft diese Konfliktlinien deutlich. Die Eltern warfen den Wissenschaftlern ein reduktionistisches Vorgehen vor und bestanden auf Beweisen für die Unschädlichkeit des Experimentes; vor allem aber stellten sie Freisetzungsexperimente aus ethischen Gründen in Frage. Die Wissenschaftler betonten hingegen, dass Risiken mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden könnten, und dass Werturteile, wie sie von der Initiative vorgetragen wurden, wissenschaftlich irrelevant seien. Für diese Wissenschaftler ist es die von Whitehead erwähnte «panische Angst vor dem Irrtum», die die ungleich grössere Gefahr darstellt als die von den Elterninitiativen

befürchteten gesundheitlichen Probleme. Während der in den Medien wirkungsvoll ausgetragene Krieg zwischen den «zwei Kulturen», den Geistes- und Naturwissenschaftlern an US-amerikanischen Universitäten, im Waffenstillstand endete, scheint ein neuer Krieg zwischen Wissenschaft und Konsumenten gerade zu beginnen. In ihm treffen unterschiedliche Denkstile und Werthierarchien aufeinander; und er wird – damit ist vor dem Hintergrund der bisherigen Argumentation zu rechnen – die Verwissenschaftlichung des Alltags weiter vorantreiben.

## Schluss

Eine Ethnographie solcher abstrakter Prozesse, wie sie die hier in Ansätzen diskutierte Verwissenschaftlichung des Alltags darstellt, erscheint als eine dringende Aufgabe der Volkskunde. Denn die klassische Ethnographie wie die volkskundliche Methodologie zielte stets darauf ab, entscheidende Organisationsprinzipien des Zusammenlebens oder der Vorstellungswelten der «einfachen» Leute zu rekonstruieren. Ob von den ethnographischen Disziplinen nach Verwandtschaft oder Mentalitäten, nach popularem Wissen oder Mythologien gefragt wurde – stets standen damit auch zentrale gemeinschafts- oder gesellschaftsstiftende Prozesse im Zentrum des Interesses. Falls die Diagnose zutrifft, dass die Moderne, und besonders die aktuelle Phase, die gelegentlich als «Nachmoderne» bezeichnet wird, durch eine Intensivierung von Globalisierung, Technisierung und Verwissenschaftlichung gekennzeichnet ist, dann sind damit ebenfalls grundlegende Prozesse der Gesellschafts- und Gruppenbildung angesprochen. Allerdings stellt ihre Abstraktheit wie ihre zeitlich-räumliche, kulturübergreifende Ausdehnung methodisch wie theoretisch für das Fach neuartige Anforderungen.

Zwei Strategien können angesichts dieser Anforderung gewählt werden: Man kann ausweichen auf eine Ethnographie *in* komplexen Gesellschaften. Beschränkt man sich jedoch *allein* darauf, müssten wahrscheinlich die grossen Fragen des kleinen Faches Volkskunde aufgegeben werden. Da andererseits eine Ethnographie *von* komplexen Gesellschaften unpraktikabel ist, bietet sich die Ethnographie abstrakter Prozesse als geeigneter Ausweg an. Hierzu verfügt das Fach über die notwendigen Kompetenzen: Die Integration historischer und gegenwartsbezogener Ansätze erlaubt die Beobachtung langsamer Veränderungen; ich habe versucht, dies am Beispiel der unterschiedlichen Arten der Verwissenschaftlichung in Moderne und Nachmoderne anzudeuten. Und eine Stärkung des komparatistischen Bewusstseins des Faches – sowohl in der historischen Dimension als auch gegenwartsbezogen im Vergleich unterschiedlicher Kulturen und sozialer Positionen – ermöglicht es, die durch den Kulturbegriff bedingte Betonung des Partikularen und Eigensinnigen besser auszubalancieren. Seit einigen Jahren wird hierzu im Fach bereits experimentiert – so etwa in Versuchen mit einer «multisited ethnography». Die Entwicklung einer europäischen Ethnologie bedarf einer Vielzahl solcher Experimente in Theorie- und Methodenentwicklung.

## Anmerkungen

1 Diesem Artikel liegt in Teilen ein Vortrag zugrunde, der im Januar 2001 an der Universität Basel gehalten wurde; ich danke den Diskussionsteilnehmern für zahlreiche Anmerkungen und Anregungen.

2 Dani Zamir, Hebrew University of Jerusalem, zitiert nach Helen Pearson: Lifelines – tomato breeders find sweet spot. In: Nature Science update, http://www.nature.com/nsu/010426/010426-7.html.

3 Helmut Schelsky: Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation. Köln, Opladen 1961.

4 Als Überblick vgl. Nico Stehr: Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt a.M. 1994, S. 36.

5 Gernot Böhme: Wissenschaftliches und lebensweltliches Wissen am Beispiel der Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe. In: Nico Stehr, Volker Meja (Hg.): Wissenssoziologie. Opladen 1981, S. 445–463, S. 448; Hervorhebung von mir, S.B.

6 Ebd., S. 460.

7 Vgl. Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.

8 Vgl. Peter Weingart: Die Stunde der Wahrheit. Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist 2001; Klaus-Peter Buss, Volker Wittke: Wissen als Ware. Überlegungen zum Wandel der Modi gesellschaftlicher Wissensproduktion am Beispiel der Biotechnologie. In: SOFI-Mitteilungen, Nr. 29/2001, S. 7–21.

9 Vgl. hierzu Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1990, Suhrkamp, S. 333.

10 Dieser Fokus auf Form und Funktion des Wissens sollte jedoch nicht exklusiv verstanden werden – für andere Zwecke sind andere Unterscheidungen vorzuziehen, etwa die an «Denkpraxen» ansetzenden «Essays in Experimental Logic» von John Dewey (Chicago 1916).

11 Vgl. zur «öffentlichen Wissenschaft» Tyndalls die Studie des Wissenschaftshistorikers und -soziologen Thomas F. Gieryn: Cultural Boudaries of Science. Credibility on the line. Chicago, London 1999.

12 John Tyndall: Fragments of Science, part 2. New York 1905, S. 267, zit. n. Gieryn, ebd., S. 56; Übersetzung von mir, S.B.

13 Vgl. hierzu Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl., Frankfurt a.M. 1977, S. 21–31.

14 Luhmann, Wissenschaft, insbes. S. 333ff. Der Hinweis mag angebracht sein, dass auch die Anwendung rekursiven Wissens der Reflexion bedarf; Reflexivität verweist hier allein auf die Reflexion der stets kontingenten Erzeugungsbedingungen von Wissen und seine Abhängigkeit von Experimentalsystemen, die nie klare Antworten geben, aber im Idealfalle unerwartete Fragen generieren. Vgl. hierzu Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen 2001.

15 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986; Beck formuliert dies so: «Die Wissenschaften werden ... beim Gang in die Praxis mit ihrer eigenen objektivierten Vergangenheit und Gegenwart konfrontiert: mit sich selbst als Produkt und Produzent der Wirklichkeit und Probleme, die sie zu analysieren und zu bewältigen haben.» (Ebd., S. 255)

16 Alfred North Whitehead: Denkweisen. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Stascha Rohmer. Frankfurt a.M. 2001, S. 60.

17 Vgl. hierzu Wolfgang Bonss: Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne. Hamburg 1995.

18 Henry I. Miller: Debating the Food Debate, Two Views (1). In: The Scientist 14[24]:6, Dec. 11, 2000; David Barboza: Gene altered corn causing grainbelt chaos. Buyers rejecting huge amounts. In: San Francisco Chronicle, Dec. 11, 2000; www.sfgate.com/.../archive/2000/12/11/MN6378.DTL.

19 Torben Hviid Nielsen: Modern Biotechnology – Sustainability and Integrity. Law, Public Opinion and Politics in the Norwegian Regulation of Modern Biotechnology. In: Susanne Lundin, Malin Ideland (eds.): Gene Technology and the Public. An Interdisciplinary Perspective. Lund 1997, S. 102–118.

20 Jürgen Hampel, Ortwin Renn (Hg.): Gentechnik in der Öffentlichkeit. Wahrnehmung und Bewertung einer umstrittenen Technologie. Frankfurt a.M. 1999.

21 Dieter Urban: Wie stabil sind Einstellungen zur Genetik? Ergebnisse einer regionalen Panelstudie. In: Jürgen Hampel, Ortwin Renn (Hg.): Gentechnik in der Öffentlichkeit. Wahrnehmung und Bewertung einer umstrittenen Technologie. Frankfurt a.M. 1999, S. 56–97, S. 88.

22 Ulrich Tolksdorf: Essen und Trinken in alter und neuer Heimat. In: Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde, Bd. 21, 1978, S. 341–364, S. 358.

[23] Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1987.

[24] Vgl. Peter Metcalf: Global «Disjuncture» and the «Sites» of Anthropology. In: Cultural Anthropology, Vol 16, 2/2001, S. 165–182.

[25] Vgl. etwa George E. Marcus: Critical Anthropology Now. An Introduction. In: George E. Marcus (ed.): Critical Anthropology Now. Unexpected Contexts, Shifting Constituencies, Changing Agendas. Santa Fé 1999, S. 3–28; Michael Herzfeld: Anthropology. Theoretical Practice in Culture and Society. Oxford 2001.

[26] Vgl. hierzu die Studien in Michael Burawoy, Joseph A. Blum, Sheba George, Zsuzsa Gillie, Teresa Gowan, Lynne Haney, Maren Klawiter, Steven H. Lopez, Seán Ó Riain, Millie Thayer: Global Ethnography. Forces, Connections, and Imaginations in a Postmodern World. Berkeley 2000.

[27] Vgl. hierzu Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde, 94. Jg., Heft 2, 1998, S. 177–194; Stefan Beck, Andreas Wittel: Forschung ohne Feld und doppelten Boden. Zur Ethnographie von Handlungsnetzen. In: Irene Götz, Andreas Wittel (Hg.): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 26), S. 213–225.

[28] Dieser Begriff ist einem kurzen Aufsatz der Rechtsanthropologin Annelise Riles entlehnt – «An Ethnography of Abstractions?» In: Anthropology News, Sept. 2000, S. 100–101.

[29] Jürgen Habermas: Theorie des Kommunikativen Handelns, Bd. 2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a.M. 1995, S. 471–522.

[30] Vgl. insbes. Anthony Giddens: The Consequences of Modernity. Stanford 1990, S. 79–88; Max Weber argumentiert ähnlich im Rahmen seiner Rechtssoziologie, vgl. Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Aufl., Studienausgabe, Tübingen 1985.

[31] Hermann Bausinger: Jenseits des Eigensinns: Kulturelle Nivellierung als Chance. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 229–245.

[32] Richard Weiss: Volkskunde der Schweiz. Grundriss. Erlenbach-Zürich 1946.

[33] Rudolf Braun: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich 1965.

[34] Vgl. Rudolf Braun: Die Fabrik als Lebensform. In: Richard van Dülmen, Norbert Schindler (Hg.): Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.–20. Jahrhundert). Frankfurt a.M. 1984, S. 299–351.

[35] Sidney W. Mintz: Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History. New York 1985, S. 213.

[36] Jakob Tanner: Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950. Zürich 1999.

[37] Vgl. Mary Douglas: Die zwei Körper, In: Dies.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a.M. 1986, S. 99–123.

[38] Vgl. Manfred Fassler: Umgebungen postheroischer Körper. In: Hager/Schwengel (Hrsg.): Kulturelle Inszenierungen. Frankfurt a.M. 1996.